

# **Workshop 1 – Inklusion in der Region**

## *Auswertung / Ergebnissicherung*

Der Workshop befasste sich u. a. mit folgenden Fragestellungen, die von Prof. Dr. Dr. Dörner auch am Beispiel der von ihm durchgeführten Ambulantisierung eines Wohnheims für psychisch kranke Menschen beantwortet wurden:

### **Wie kann erreicht werden, dass eine Nachbarschaft / ein soziales Umfeld bereit ist für Menschen mit Behinderung?**

Auf zwei Arten:

- direkte Nachbarschaft aktivieren durch Professionelle, d. h. es wird mehr Zeit für das Umfeld benötigt und weniger für den Klienten.

- Aufklärungsarbeit an den Schulen

Arbeitskreise interessierter Lehrer zur Vorbereitung des Themas

Mit den Schülern folgte dann eine theoretische Erarbeitung des Themas (Angst vor dem Fremden bearbeiten) sowie die eigentliche Begegnung mit den Menschen mit Behinderung. Letztendlich hat jeder Schüler mindestens ein praktisches Projekt während seiner Schulzeit durchlaufen. Über die Schüler wurden dann die Eltern, das Umfeld erreicht.

Intensive Pressearbeit über die Projekte der Schulen führt dazu, dass die Bürger von Gütersloh stolz auf ihre Nachbarschaft waren, wie gut die funktioniert, wie einmalig das ist und dass in Gütersloh es möglich ist, Inklusion aufzubauen.

Über Schüler-Sponsoren-Läufe wurde Geld gesammelt und eine Stiftung initiiert.

### **Welche Beispiele gibt es bezüglich der Beschäftigung von Menschen mit Behinderung?**

Einrichtung von kleineren Anlaufstellen, z. B. Industriecafes:

Orte, an denen jeder vorbeikommen konnte und entweder arbeitete oder einfach nur da war. Die Arbeitszeit wurde von den Menschen mit Behinderung aus sich selbst heraus bestimmt. Die Gruppenleiter waren verpflichtet, keine Motivationen wie: „Gestern hast du so toll gearbeitet, willst du das heute nicht noch besser machen?“ zu geben.

Auf diese Weise konnte jeder MmB selbst entscheiden und sich seine „Tagesdosis an Bedeutung für andere“ abholen.

### **Wie konnten passende Wohnungen gefunden werden?**

Nicht einzelne Professionelle sprechen die Wohnungsbaugesellschaften an, sondern eine Psychologin, die halbtags dafür freigestellt wurde, setzte sich mit den Baugesellschaften über die jeweiligen Bedürfnisse auseinander. Wichtig war, dass nur noch ein konkreter Ansprechpartner vorhanden war.

Projekt für die nahe Zukunft: Wohnanlagen mit gemischter Belegung.

Über Investoren nach Möglichkeiten suchen – Auch für ältere Menschen, deren Zielgruppe in den nächsten Jahren rasant zunehmen wird.

## **Sozialräumliche Orientierung**

Führt zunehmend zu Dezentralisierung

Beispiel für Dezentralisierung: Alsterdorfer Anstalten.

Solange jeder Träger für sich aufgefordert wurde, seinen Bereich zu ambulantisieren, hat jeder versucht, dieses zu verhindern. Erst als mit allen Trägern in HH ein gemeinsamer Beschluss gefasst wurde, konnte die Ambulantisierung angegangen werden. Arbeit und Wohnen wurden dann dezentralisiert und in kleine Außenstellen verlagert.

## **Pflege in der Nachbarschaft:**

Ein Pflegedienst-Anbieter hat es so gehandhabt, dass er eine zentrale Station im Sozialraum aufgemacht hat und alle Nachbarn informiert hat, dass es ihn gibt und dass im Falle, dass Hilfe benötigt wird, er innerhalb von 3 Minuten da wäre. Die Hilfe wäre kostenlos und erst bei längerer Bedürftigkeit würde ein Vertrag geschlossen werden.

## **Problem von Ambulant vor Stationär:**

Werden zu viele Menschen mit Behinderung, die vorher stationär untergebracht waren, ambulant unterstützt, so verbleiben in den Heimen nur noch die Menschen, die sehr viel Hilfebedarf haben. Diese werden durch die Ambulantisierung benachteiligt.

Daraus ergibt sich, dass auch „unverträglichere“ Menschen mit Behinderung ambulant zu betreuen sein, z. B. in kleineren geschlossenen Wohngruppen.

Zunehmend wichtig werden könnten andere Formen der Ambulantisierung, z. B. Pflegefamilien, Gastfamilien, die das Bedürfnis nach familiärer Bindung befriedigen (Ravensburger Verein / Familienpflege)

## **Sozialraum-Budget**

Sollte ein sich aufteilen in: Budget für Professionelle und Budget für Bürger

Professionelle können Inklusion nur anstoßen, jedoch müssen die Bürger inklusiv sein.

Im Umgang mit Menschen gilt:

Der Kontext ist wichtiger als der Text

- Das Umfeld wichtiger als der Mensch mit Behinderung